

»Recherche vers l'inconnu«

*Interview mit Ruth Schweikert, geführt von Johanne Mohs
und Katrin Zimmermann im November 2017*

Vor über zehn Jahren wurde der schweizweit bisher einzige Studiengang »Literarisches Schreiben« an der Hochschule der Künste Bern gegründet, 2006 wurden die ersten Studierenden aufgenommen. Sie sind von Beginn an als Dozentin dort tätig. Was hat Sie dazu bewogen, diese Aufgabe zu übernehmen?

Das waren unterschiedliche Gründe ... Guy Krneta¹ hat gesagt: »Willst du dich nicht bewerben auf die Stelle?«, und da habe ich überlegt, ob das was für mich sein könnte, wusste aber nicht, ob ich mir das so richtig zutrauen kann oder soll. Das hat sich tatsächlich erst geändert, als ich zu Gast in einem Atelier saß und dachte, das kann ich auch (lacht). Und ich habe dann zunächst auch nur das Semesteratelier geleitet, weil ich schwanger war und nicht wollte, dass den Studierenden im ersten Jahr die Mentorin drei, vier Monate nicht zur Verfügung stehen würde. Deswegen habe ich mich zuerst nicht als Mentorin beworben, was heute vorwiegend meine Aufgabe ist. Und vielleicht sind zehn Jahre auch Anlass für einen Rückblick. Ich habe zufällig gestern eine ehemalige Mentee getroffen, wir sind beide in ein Projekt involviert. So ist das oft, dass dieses Studenten-Mentoren-Verhältnis sich in ein kollegiales Verhältnis verwandelt; über die Jahre sind es wohl mehr als zehn Mentees, die ich in den unterschiedlichsten beruflichen Zusammenhängen wiedergetroffen habe und mit denen sich somit diese Begegnung oder dieses Mentorat fortschreibt.

Das Mentorat ist die zentrale Lehrform im Bachelor »Literarisches Schreiben« und sichert den Studierenden die kontinuierliche Begleitung ihrer Arbeit an individuellen Schreibprojekten. Die Mentoren sind alle Schriftsteller, die neben der eigenen literarischen Tätigkeit am Literaturinstitut arbeiten. Zu Beginn des Studiums teilen die Mentoren die Studierenden unter sich auf, mit denen sie zusammenarbeiten. Es

1 | Der Autor Guy Krneta initiierte die Gründung des Schweizerischen Literaturinstituts an der Hochschule der Künste Bern.

wird immer wieder diskutiert, inwiefern diese Zuteilung zu einem Mentor die Entwicklung der Studierenden beeinflusst. Wie schätzen Sie das ein?

Dadurch, dass ich erst ein Jahr nach Gründung des Literaturinstituts als Mentorin begonnen habe und es da bereits Studierende gab, die den Mentor wechseln wollten, bin ich in der speziellen Situation, dass ich noch nie einen Mentee aus dem ersten Jahr hatte, also noch nie jemanden von Anfang an betreut habe. Das heißt, dass ich immer Leute hatte, die zu mir kommen wollten, die nicht ich gewählt habe oder die mir zugeteilt worden sind. Einerseits denke ich, sind die Persönlichkeiten der Mentoren so stark, dass natürlich die Prozesse in anderer Weise ablaufen, ich krieg das ja auch als Rückmeldung, wenn jemand vorher bei jemand anderem im Mentorat war, aber andererseits bin ich mir gar nicht so sicher, ob es eine so große Rolle spielt für den Prozess, den man als Mentee durchläuft. Offensichtlich bringt diese Art des regelmäßigen Sich-über-den-Text-Beugens von zwei Menschen, die in irgendeiner Beziehung stehen, im besten Fall autonome Autoren hervor, ganz egal, wie diese Begegnung stattgefunden hat. Auf jeden Fall finde ich es eminent wichtig, dass man den Mentor mal wechselt, was irgendwann auch als Regelung eingeführt wurde, dass grundsätzlich nach dem ersten Jahr gewechselt wird und nur auf besonderen Wunsch nicht.

Außerhalb der Institute existiert die, vor allem in kritischem Kontext geäußerte Überzeugung, dass die Mentoren die Arbeitsweise der Studierenden prägen. Könnte man es auch so sehen, dass durch die Regelung des Mentorenwechsels die Studierenden einfach natürlicherweise eher zu einem Mentor gehen, der ihnen oder ihrem Schreiben entspricht, sie also eher Nähe suchen, als auf Distanz beziehungsweise Kontra zu gehen?

Ja, ich glaube, dass das richtig ist, ich glaube, dass man nach einem Jahr vielleicht das Vertrauen entwickelt hat, eine nähere, eine intensivere Beziehung zu suchen. Das ist ja schon ein erstaunliches Phänomen auf eine gewisse Weise, man kann natürlich auch sagen, vielleicht gibt es jenseits des Werks Formen der Präsenz von Menschen, man begegnet ja Menschen, und wen man sich da auswählt, das hat sicher noch andere Gründe als die Texte, die die Mentoren schreiben. Manche Studierende lesen sogar bewusst keine Bücher der Mentoren, weil es ihnen zu viel ist, weil sie gar nicht zu viel wissen wollen von den Mentoren und andere Aspekte für ihre Wahl eine größere Rolle spielen, Sympathie, Alter, Geschlecht oder dass jemand eine Vater- beziehungsweise Mutterfigur sein könnte. Ich denke, man sucht sich tatsächlich eine Beziehung aus, und das kann auch heißen, ich suche mir eine relativ distanzierte Beziehung aus, also ich brauche ein Gespräch auf Augenhöhe oder ich brauche eine Art Hebamme oder, ja, was brauche ich, um möglichst viel mitzunehmen?

Und natürlich ist das eine interessante Frage, denn diese angesprochene Nähe kann tatsächlich auch dazu führen, dass man nicht mehr unterscheiden kann zwischen der eigenen und der Position des Mentors, der Mentorin, dass man sich schwer lösen kann, und das gibt es auch als Phänomen: Studierende, die sich schwer lösen können. Das sind schon hochkomplexe Prozesse und Fragen: Sucht man die Übereinstimmung, die Nähe, die Identifikation quasi beidseitig? Auch als Mentorin möchte man natürlich, dass die Studierenden einen tollen Text schreiben und dass sie die Möglichkeiten ausschöpfen, ihre Möglichkeiten und die Möglichkeiten, die der Stoff enthält. Insofern misst man natürlich auch die Qualität des Mentorats an den daraus entstehenden Texten, obwohl man ja kein einziges Wort dieser Texte selber geschrieben hat. Wahrscheinlich gibt es schon so etwas wie eine Transfervorstellung, von Mentoratsseite auch, also, dass ich etwas transportieren möchte. Gerade deswegen denke ich, dass es sehr entlastend und bereichernd sein kann für einen Studierenden zu merken, aha, der oder die macht das noch einmal ganz anders, aha, es gibt nicht *die* Wahrheit, es gibt nicht *die* Sichtweise, sondern die sind extrem unterschiedlich. Das ist das, was ihnen später im Literaturbetrieb auch immer und überall begegnen wird. Und darum geht es mir eigentlich im Mentorat: Ich möchte, dass die Studierenden am Schluss von drei Jahren die Verantwortung übernehmen können für den eigenen Text.

Wir haben im Rahmen unseres Forschungsprojektes auch mit Lektoren und Verlegern gesprochen. Dabei wurde verschiedentlich die Beobachtung geäußert, dass jüngere Autoren vermehrt den Wunsch haben, mit ihren Schreibprojekten von Beginn an und durchweg begleitet zu werden. Wir vermuten, dass dies mit den Erfahrungen an Schreibschulen allgemein und im Mentorat insbesondere zu tun hat, dass »offene Schreibprozesse« und der Wunsch nach Coaching als Folge davon nun vermehrt auch in die Verlage hineingetragen werden.

Also ich glaube, es kann beides sein. Den Entstehungsprozess eines Textes in einer Schreibschule exemplarisch durchzumachen, sag ich jetzt mal, kann die Sicherheit einer Erfahrung vermitteln, dass man durch solche Prozesse überhaupt gehen kann. Gleichzeitig hat man das dann vielleicht als Folie beziehungsweise die Idee, dass es vielleicht nur deswegen geklappt hat, weil da ein Gegenüber war, jemand, der das mitgetragen hat. Von daher denke ich schon, dass die Beobachtung richtig ist. Hinzu kommt, dass sich die Verlagswelt gewandelt hat, was sich auch in der Beziehung zum Verlagslektor, zur Lektorin widerspiegelt, nicht wenige Verlage sparen gerade beim Lektorat, und junge Autoren wissen, dass sie vielleicht nicht bei einem Verlag bleiben werden, entweder weil es den Verlag nicht mehr gibt oder weil sie die Hoffnung nicht erfüllen oder, umgekehrt, der Verlag ihren Erwartungen nicht gerecht wird. Dann gibt es vorgelagert ja auch noch Agenten, die heutzutage praktisch

für jeden eine Rolle spielen oder überhaupt die ersten Ansprechpersonen sind. Das ist noch eine weitere Figur in diesem permanenten Beurteilungs- und Bewertungsprozess. Da kann es wünschbar erscheinen, jemanden von Anfang an an seiner Seite zu wissen. Interessant finde ich, dass ich das vor kurzem auch von einem Tenniscoach gehört habe, der gesagt hat, die heutigen jungen Spieler könnten nicht mehr die Verantwortung übernehmen für ihr eigenes Spiel, weil sie zu viel gecoacht würden und dadurch eine Abhängigkeit geschaffen würde. Das ist ein Phänomen in vielen Berufsfeldern, dieses Gecoachtwerden, und die Frage ist, wie kann man sich da wieder rausnehmen, sich bewusst machen, es gibt *diese* Wahrnehmung, es gibt *diese* Meinung, es gibt *diese* – und so weiter. Wir haben es mit einem Metier zu tun, in dem es menschlich bleibt, und die Wahrheit selbst, würde ich mit Lessing sagen, die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen. Ich persönlich glaube allerdings schon auch, dass die – das klingt jetzt vielleicht ein wenig pathetisch – dass die fundamentale Einsamkeit vor einem Text oder mit einem Text – also der Text wird ja selber zum Gegenüber – eine Anstrengung ist, die man (sich) einfach leisten muss. Man kann sie nicht jemand anderem überantworten.

Gibt es für Sie auf dem Weg zu dieser angestrebten Eigenverantwortung Regeln oder Mittel für die Gespräche oder die Arbeit am Text mit einem Mentee, die Sie sich im Laufe der Jahre angeeignet haben? Oder Dinge, die Sie nie sagen würden, zum Beispiel: »Das ist wirklich gut!« oder »Das ist wirklich schlecht!«?

Das versuche ich auf jeden Fall zu vermeiden! Aber für mich läuft das eher intuitiv, ich habe, glaube ich, keine selbstaufgelegten Denkverbote oder Sprechverbote und übertrete wahrscheinlich auch die Regel, dass ich nie sagen würde: »Das ist wirklich schlecht!« oder »Das ist wirklich gut!«. In Gesprächen sind das einfach Dinge, die zum Glück nicht gänzlich kontrollierbar sind. Was ich immer versuche deutlich zu machen ist, dass es *meine* Position ist, *mein* Blick auf einen Text, *mein* Blick auf einen Stoff und dass ich immer in Alternativen denke. Es gibt ganz klar immer mehrere, letztlich unendlich viele Möglichkeiten beim Schreiben, in jedem Satz, und dass eben nur jede Möglichkeit dann wiederum eine Entscheidung braucht. Ich versuche, über diese Prozesse zu sprechen, so, wie ich sie selber erfahre. Zum Beispiel, dass ein Text, wenn ich ein paar Tage nicht daran gesessen habe, mir vorkommt wie eine Mauer, die gar nicht mehr veränderbar ist, und dass es dann lange braucht, um wieder die einzelnen lockeren Steine zu sehen. Das ist ein Bild, das für mich taugt: Wie lange bleibt ein Text veränderbar oder was passiert – das merke ich immer wieder beim Lesen –, wenn ganz plötzlich kein Gräslein mehr dazwischen passt. Dabei versuche ich weniger, von möglichen Formen auszugehen, die es dann am Schluss geben kann, sondern wirklich immer eigentlich das Schreiben selbst zu begreifen als *Recherche*, als *Recherche vers l'inconnu*. So begreife

ich auch das Mentorat, als gemeinsames Forschen an etwas, als gemeinsames Gespräch über einen Stoff, aber auch über Arbeitsprozesse. Was kann dieser Text sein? Wo könnte er hingehen? Ich habe immer 100 Ideen und teile sie auch mit, und gleichzeitig versuche ich immer deutlich zu machen: Dadurch, dass ich 100 Ideen habe, habe ich eben nicht die eine richtige Idee. So. Und dann stelle ich das als Möglichkeiten hin: Das könnte, das könnte, das könnte sein, und darauf reagiert der Mentee im Sinne von, ja, das springt mich an, oder nein, das lass ich sein, und trifft so eine Auswahl, seine eigenen Entscheidungen und macht nicht einfach das, was die Mentorin gesagt hat.

Die Treffen mit der Mentorin finden ca. alle zwei Wochen statt und sollen am Ende des Studiums zur Bachelorthese führen. Was für eine Rolle spielt dieses Ziel für Sie in der Zusammenarbeit mit den Studierenden?

Ich denke, es macht für die allermeisten Studierenden Sinn, während des Studiums und des Mentorats noch nicht an ein Produkt zu denken, sondern erst mal ganz viele andere Dinge einfach auszuprobieren: Wahrnehmungsschulung, Texte anderer und überhaupt viel lesen, Imitationsübungen etc. etc. Wenn dagegen jemand mit der Erwartung kommt: Ich schreib jetzt in den drei Jahren meinen Roman fertig, ist es schwierig, weil das Studium eigentlich etwas anderes will und auch vermittelt.

Natürlich sollen die Studierenden auch an ihren Stoffen arbeiten, aber lose, und bei den meisten dauert es dann auch über das Studium hinaus. Bei Meral Kureyshi² hat es zum Beispiel gedauert, bei Paula Fürstenberg³ oder Julia Weber⁴ auch. Diese Texte kannte ich alle schon, aber bis sich das dann gelöst hat aus diesem schulischen Rahmen, bis sie das überarbeiten konnten, bis ihre Texte endlich publikationsreif waren, hat es nochmals zwischen zwei und vier Jahren gebraucht. Und ich empfinde das auch so: Im Mentorat, im Studium am Literaturinstitut können Dinge entstehen, aber sie werden nicht unbedingt fertig. Man muss sich emotional rausziehen aus dieser engen Beziehung zu dieser Institution, zu einem Mentor und erstmal durchatmen.

Ein Lektor hat uns gesagt, Autoren, die aus Schreibschulen kommen, könnten besser über ihre Texte sprechen, die Texte seien aber nicht unbedingt besser. Ist das für Sie

2 | Meral Kureyshi schloss ihr Studium am SLI 2012 ab, ihr Debütroman *Elefanten im Garten* erschien 2015 im Limmat Verlag.

3 | Paula Fürstenberg schloss ihr Studium am SLI 2011 ab, ihr Debütroman *Familie der geflügelten Tiere* erschien 2016 bei Kiepenheuer & Witsch.

4 | Julia Weber schloss ihr Studium am SLI 2012 ab, ihr Debütroman *Immer ist alles schön* erschien 2017 im Limmat Verlag.

ein Indikator für eine reife Autorenpersönlichkeit: Wie gut kann ich über das sprechen, was ich tue?

Jein, also, über das sprechen, was ich tue, ja, und wissen, welche Qualitäten der eigene Text hat und welche er vielleicht nicht hat: das ja, aber das hat dann noch nicht viel mit dem zu tun, wie dieser Text von der Öffentlichkeit wahrgenommen wird, was dieser Text für andere, für eine Gesellschaft in einer bestimmten Zeit bedeuten kann. Auch dieser Lektor ist nicht das Maß aller Dinge ... Nach meiner Erfahrung ist es aber auch so, dass sich beim eigenen Text viele Aspekte erst im Nachhinein erschließen. Ich kann vielleicht über den Arbeitsprozess sprechen, ich kann darüber sprechen, wie ich den Text lese, aber was ein Text wirklich ist, was er für andere sein kann, da glaub ich nicht, dass unbedingt der Autor dafür am besten geeignet ist – und auch der Lektor, die Lektorin nicht; sonst gäbe es nicht so viele Überraschungen in Bezug auf den Verkaufs- oder Kritikererfolg. Und das ändert sich nochmal, wenn man etwas längerfristig denkt; ein Buch kann zwanzig oder fünfzig Jahre nach seinem Erscheinen einen völlig anderen Stellenwert haben als zum Zeitpunkt der Erstpublikation. Es ist zuvor nicht eruierbar, wie ein Text in der Zeit steht, wie er in der Landschaft steht; was das ist, was da aus dem Meer steigt. Ich kann darüber sprechen, aber was es mittel- oder längerfristig bedeutet, das weiß ich nicht. Das ändert sich ja im Laufe der Jahre oder Jahrzehnte, das kann doch auch ein Lektor nicht beurteilen – Entschuldigung!

Für unser Projekt ist gerade dieses Sprechen über das Schreiben interessant, weil es sich beobachten lässt, weil hörbar wird, was sonst nur im Stillen gedacht, von Autoren mit sich selbst verhandelt wird. Im Mentorat müssen Sie mit den Studierenden eine gemeinsame Sprache finden, um implizites Wissen über das Schreiben zu veräußern. Darum interessieren uns besonders die Momente, in denen die fundamentale Einsamkeit, von der Sie gesprochen haben, verlassen und der Schreibprozess im Gespräch geöffnet wird.

Mit fundamentaler Einsamkeit meine ich eigentlich den ganz bestimmten Ort, von dem aus man schreibt und der vielleicht aus diesem Geheimnis kommt, aus diesem *secret*, was etymologisch in etwa die Trennung zwischen Gott und dem Menschen als sterbliches Individuum in der Welt bedeutet. Es gibt Erfahrungen, die nicht teilbar sind, und daraus erwächst, glaube ich, auch die Kunst. Denn diese Einsamkeit steht ja immer auch in einer Spannung, nämlich, etwas aus dieser Einsamkeit heraus mitteilen zu wollen. »Alles ist mitteilbar. Nichts ist mitteilbar« heißt es in *Schnee bis in die Niederungen* von Jörg Steiner. Und diese Spannung, dass da etwas mitgeteilt werden soll, die bleibt ja bestehen, ich glaube, diese Spannung braucht man beim Schreiben, man braucht ein Gegenüber. Und neben einem Mentor kann immer auch der Text

selber zum Gegenüber werden. Also ich mentoriere sozusagen mich selber anhand meines Textes, der Text ist das Gegenüber, zu dem du in eine Beziehung trittst und der eigentlich immer zu dir spricht und sagt: »Ja, da bist du noch nicht durch!« Im Mentorat sind die Momente der Öffnung natürlich bis zu einem gewissen Grad vorgegeben, da musst du halt alle zwei Wochen Texte einreichen.

Ist das zwangsläufig so? Gibt es nicht auch die Möglichkeit zu sagen, wir sprechen jetzt nur über Ideen, Schwierigkeiten, den Schreibprozess an sich etc.?

Ja, absolut, die gibt es, aber der Zwei-Wochen-Rhythmus ist eine Art Setting. Natürlich geschieht es immer wieder, dass ein Student im Laufe seines Studiums sagt: »Ich schick dir jetzt nichts, das ist mir noch zu frisch, aber können wir trotzdem sprechen?« Und dann sage ich ganz klar: »Natürlich, selbstverständlich.« Auch ohne Studium und Mentorat erreicht man beim Schreiben für sich irgendwann einen Punkt, an dem man einen gewissen Abstand nehmen kann, eine Zäsur braucht. Das sind ja immer diese Prozesse, wenn man da drin ist, ist man eben da drin und kann es nicht von außen angucken, man sieht es vielleicht, aber nur, um immer weiter hineinzugeraten. Und irgendwann möchte man es ein bisschen von außen betrachten, und das ist dann der Moment, in dem man bei Kollegen und Kolleginnen eine Rückmeldung sucht. Im Studienprozess ist es natürlich etwas anders, da kommt dieser Prozess nicht ganz von innen heraus, sondern wird durch den Rahmen geprägt, der Gestus des Adressierens ist vorgegeben. Der Mentor ist der Adressat, und später ist das Publikum der Adressat, und man sieht: Aha!, das passiert also mit meinem Text, wenn ich beginne, ihn zu adressieren. Das ist ganz bestimmt eine Grunderfahrung und insofern exemplarisch. Ich hatte auch einmal eine Studentin, die konnte fast gar nicht über ihren Schreibprozess sprechen und entzog sich dem Mentorat, indem sie nur sehr unregelmäßig und eine Zeit lang gar nicht mehr kam. Ich schrieb ihr dann immer und fragte: »Wie geht's, wie sieht's aus?«, rief sie auch an, informierte die Studiengangsleitung. Das war sehr schwierig auszuhalten, aber ich wusste irgendwann: Die kommt nicht, die schickt auch ihren Text nicht, aber die ist dran. Die ganze Beziehung bestand eigentlich nur noch aus dieser aufrechterhaltenen Spannung, von der ich ganz sicher bin, dass sie sie brauchte. Das Studium war etwas, was sie zwar gesucht hatte, was sie aber nicht gut aushielt. Schließlich kam der Text rechtzeitig zur Bachelorarbeit, aber ich kannte ihn nicht. Er war in dem, was er war, sehr intensiv, sehr skrupulös gearbeitet, sehr eigenständig. Voilà. So weit kann's gehen.

Was für eine Rolle spielen für Sie im Mentorat Fragen zum Selbstverständnis einer Autorin, zur Lebensorganisation eines Autors?

Das sind natürlich hochwichtige Fragen, besonders gegen Ende des dritten Jahres: Wohin geh ich jetzt, was mache ich jetzt, was heißt das jetzt eigentlich? Das können Fragen sein, die die Leute auch schon von Anfang an beschäftigen, das hängt davon ab, ob man schon Bilder hat für sich oder ob man sagt, nee, damit will ich mich noch gar nicht beschäftigen. Aber natürlich werde ich häufig gefragt: »Wie machst du das? Wie organisierst du dich als Mutter, als Frau? Wie handhabst du das? Wovon lebst du? Wie war das im Laufe deiner Biographie?« Das sind ja auch tatsächlich existentielle Fragen, und das Gespräch mit dem Mentor, der Mentorin kann einen auch pushen zu sagen: Jawoll, davon lebe ich, also pushen in dem Sinne, dass das Schreiben Alltagsgeschäft ist, während es bei anderen immer eine Teilzeitbeschäftigung bleibt, die, im Gegenteil, sagen, damit kann ich und will ich kein Geld verdienen. Die meisten fügen ja ein Studium an, zum Beispiel Germanistik in Lausanne, um Lehrer zu werden, da gibt es bei vielen ein Bedürfnis, auch einen Beruf zu haben, den sie danach ausüben könnten, wenn sie vorher kein anderes Studium hatten, oder noch einen Master zu machen. Dann gibt es aber auch welche, die sagen: Ich mach jetzt einfach mal, und ich hab ja meinen Job; viele arbeiten ja nebenher, also das geht dann weiter, das find ich auch was Schönes, dass erst mal das Studium wegfällt, man aber trotzdem den Platz zum Schreiben behält. Man hat so etwas wie eine Existenzgrundlage, man arbeitet vielleicht 20 bis 40 Prozent, lebt noch günstig und versucht noch ein bisschen in solchen Lebensumständen zu bleiben, die das Schreiben erlauben oder befördern. Das sind ja Fragen, die auch mich weiterhin umtreiben, in Bezug auf mein eigenes Schreiben und Leben, und davon erzähle ich natürlich auch etwas; so kann ich etwa auch auf Muschg verweisen, der ja auch Professor war – ich bin ja nicht Professorin –, wie viele Bücher hat er seit der Pensionierung publiziert? Sehr viele; in deutlich erhöhter Kadenz. Überhaupt: Was passiert im Alter, wie lange bleibt man als Schriftstellerin produktiv, wie lange sind die Texte gefragt von Verlagen, vom Publikum; so viele Unwägbarkeiten. Das alles kann ein Thema werden ...

Hatten Sie einen Mentor oder eine Mentorin?

Ich war bei Muschg in seinen Schreibseminaren an der ETH, aber das war eine andere Beziehung, das war nicht dieses eins zu eins; wenn ich mir jetzt vorstelle, ich hätte das mit Muschg gehabt – ich weiß nicht, wie ich das überstanden hätte. Aber die Erfahrung war unverzichtbar, glaube ich, dass ich überhaupt in persönlichen Kontakt kam zu einem Schriftsteller; dazu kam die Erfahrung einer ersten »Öffentlichkeit« auch – alle Teilnehmenden mussten einen Text

einreichen, der dann in der Gruppe besprochen wurde. Für mich waren aber auch Helen Meier, Claudia Storz und Hermann Burger wichtig, André Vladimir Heiz oder Hansjörg Schertenleib; Thomas Hürlimann, eigentlich alle Autoren, denen ich persönlich begegnet bin, bevor ich publiziert habe.

Was haben Sie für Ihr Schreiben aus den Mentoraten der letzten zehn Jahre mitgenommen?

Ich habe viele neue Kolleginnen und Kollegen gewonnen, mit denen mich etwas ganz Besonderes verbindet. Es sind die Begegnungen mit Menschen, die bleiben; junge Menschen mit sehr unterschiedlichen Biographien, Interessen, Charakteren und Schreibweisen. Ich habe vertiefte Einblicke bekommen in mir zuvor unbekannte oder wenig vertraute Lebens-, Denk- und Erfahrungswelten. In gewisser Weise hat mir jede werdende Autorin, jeder werdende Autor eine Welt eröffnet. Das ist, glaube ich, in Bezug auf die eigene Schreibe gar nicht hoch genug einzuschätzen. Migration, Globalisierung, der Umgang heutiger Junger mit Identität und Sexualität, ihr politisches Bewusstsein, ihr Selbstverständnis als Künstlerinnen etc. Auch habe ich nicht wenige Lektüeranregungen von Studierenden bekommen oder Bücher wiedergelesen, die ich quasi schon vergessen hatte. Daneben gibt es auch eine Kehrseite: Die Begleitung im Mentorat braucht Zeit, Raum und Energie; Zeit, Raum und Energie, die dem eigenen Schreiben dann zuweilen fehlen. Deswegen ist es wichtig, das Pensum immer wieder zu überprüfen und anzupassen, auch mal eine Auszeit vom Mentorat zu nehmen.

Am schönsten ist es natürlich, wenn aus den Mentoratsbeziehungen mittelfristig literarische Freundschaften entstehen, das heißt, man liest gegenseitig entstehende Texte und/oder fertige Bücher und tauscht sich darüber aus, beinahe so wie im Mentorat, nur dass jetzt beide Beteiligten im Wechsel beide Rollen übernehmen, jene des Mentors und jene des Mentees.

